

## Vom Wind bewegt; Vom mutigen Sprechen

Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals zu einer Kirche ohne Diakone gehört zu haben. Es ist mir klar, dass das ein ungewöhnliches Statement ist, aber noch bevor die Episkopalkirche in den 70er und 80er Jahren begann, den Diakonat zu erneuern, gab es in der Kirche, in der ich aufwuchs (All Saints' Episcopal Church in Winter Park, Florida), einen, wie es damals genannt wurde, „ständigen Diakon“.

Sein Name war John Bordley, er war Ingenieur, glaube ich, und arbeitete in der Verteidigungsindustrie in Zentralflorida. Das war sein „Tagesjob“. Aber am Sonntagmorgen stand er, in vollem Ornat beim Abendmahl an der Seite des Priesters. Er half bei der Austeilung und ich weiß, dass er das Sakrament auch denen brachte, die krank waren oder nicht kommen konnten, und dass er auch sonst einige pastorale Aufgaben übernahm.

Ich weiß, dass er voll ordiniert war, aber dass seine Berufung dem Diakonat und nicht der Priesterschaft galt; trotzdem hielt ich ihn wahrscheinlich für eine Art „Assistent“ des Priesters. Ich weiß, dass John ein freundlicher und heiliger Mann war, sehr beliebt bei den Gemeindegliedern von All Saints' und dass er unter uns einen wertvollen Dienst tat.

Jahre später, als ich mich im Seminar auf meine Ordination als episkopaler Priester vorbereitete, realisierte ich, dass auch ich zum Diakon ordiniert werden würde, als ein Schritt in Richtung Priesterschaft. In jenen Tagen hielt man den Diakonat für eine Art Lehrzeit, obgleich es schon damals – in den frühen 70er Jahren – ein ungutes Gefühl bei dieser Handhabung gab, denn im Zuge von Liturgiereform und Weiterentwicklung des Amtes entdeckte man in der römisch-katholischen Kirche, bei den Lutheranern und Anglikanern die alten Wurzeln des Diakonats wieder und begann ihn als „volles und gleichberechtigtes Amt“ zu sehen, neben Priestern und Bischöfen ... und neben den Laien, die man als den wichtigsten „Orden“ zu sehen begann, der Orden, dem wir alle durch die Taufe angehören – der *laos*, das heilige Volk Gottes!

Im Jahr 1079 überarbeitete die Episkopalkirche ihre Agenda (Episcopal Church's Book of Common Prayer) neu und revolutionierte damit unsere Kirche (und tut es bis heute), indem sie eine „Ekklesiologie der Taufe“ propagierte. Durch die Betonung der Taufe als erstes und wichtigstes Sakrament und des regelmäßigen wöchentlichen Abendmahls setzte die „neue“ Agenda sicherlich ein Zeichen dafür, dass der Diakonat als Dienst in jeder Gemeinde willkommen und vielleicht sogar erwartet würde.

Nach meiner Ordination kehrte ich in meine Heimatdiözese Zentralflorida zurück. Hier erlebte man gerade eine kraftvolle Welle spiritueller Erneuerung, ausgelöst von der charismatischen Bewegung, aber auch verbunden mit der Liturgiereform und dem neu entdeckten Respekt für das Amt aller Getauften. Gebetskreise und Bibelarbeitsgruppen entstanden überall und die

Menschen wollten tatsächlich mehr im Kirchenleben involviert werden und dieses Leben dann mit in die Welt nehmen.

Unser höchst weiser Bischof lenkte all diese Energie in höchst hilfreiche Kanäle und die Kirche erlebte ein Wachstum, sowohl in Größe als auch in Tiefe. Der Bischof begrüßte Neuerungen in allen verschiedenen Formen, gelangte aber immer mehr zu dem Schluss, dass der Diakonat in unserer Kirche ein Schattendasein führte und es wert war, seinen Platz im Zentrum wieder zu erlangen. Wir gründeten ein so genanntes „Institut für christliche Studien“, das ursprünglich als eine Art Laienakademie gedacht war, sich aber rasch zu einer Zwei-Jahres-Ausbildung für diejenigen entwickelte, die einen Ruf in den Diakonat verspürten.

„Das Institut für christliche Studien in Zentralflorida bediente einen Trend **in allen Kirchen**. Es ist unbedingt notwendig, sich daran zu erinnern, dass alle Ämter in der Kirche auf die Taufe zurückgehen, sowohl als Initiationsritus als auch als erster Ruf in den Dienst; und das Abendmahl als vorderste Aufgabe des Sonntagsgottesdienstes, zusammen mit Erneuerungsbewegungen und Veränderungen des Kultus, war Kontext für die Erneuerung des Diakonats“, zumindest in unserer Kirche. (*frei nach Unexpected Consequences*, Watson Epting, Seite 32-33)

Als junger Priester lehrte ich Neues Testament an dieser Schule und wurde später sogar Dekan bzw. Direktor dieses Programms, neben meiner vollen Gemeindepfarramtstelle. Das Programm gibt es immer noch und die Diözese Zentralflorida gehört zu den führenden Diözesen was Förderung und Beschäftigung von Diakonen angeht.

Als ich 1988 zum Bischof der Diözese Iowa gewählt wurde, gab es zwei „ständige“ oder „berufene“ Diakone in der Diözese. Als ich zwölf Jahre später wegging, waren es ungefähr vierzig! Wir hatten unser eigenes Auswahl- und Ausbildungsprogramm entwickelt und ich freute mich, dass ich meine schon früh erworbene Hochachtung vor dem Diakonat aus dem tiefen Süden in eine kleinere, aber lebendige Diözese des Mittleren Westens einbringen konnte, der ich als Bischof dienen durfte.

Ich habe so ausführlich diesen Hintergrund geschildert, weil meine Erfahrung mit dem Diakonat und seine Wertschätzung nun schon fast ein halbes Jahrhundert währt. Und während das Amt des Diakons konstant ist, hat sich die Art und Weise, wie es ausgeführt wird, im Laufe der Jahre interessant entwickelt. Meine Frau Susanne, meine Diakonin (ich habe doch gesagt, ich liebe Diakone, nicht wahr?), hat darüber sogar ein Buch geschrieben mit dem Titel *Unerwartete Konsequenzen: die Erneuerung des Diakonats in der Episkopalkirche*. Darin identifiziert sie sieben „Wellen“ diakonischer Entwicklung, zumindest in unserer Episkopalkirche.

Ausgehend von dem uralten Amt des Diakon, das wir in der ganzen Kirchengeschichte seit der Einsetzung von „diakonischen Prototypen“ in der Apostelgeschichte sehen, zeichnet Susanne die sich manchmal überschneidenden Etappen des modernen Diakonats in der Episkopalkirche

nach. Wir können sogar diese Etappen als das Diakonat selbst sehen – oder in den Worten Ihres Konferenzthemas – „ vom Wind (des Wandels) bewegt“. Lassen Sie mich diese Etappen benennen (und vielleicht erkennt die eine oder der andere einen Teil seiner eigenen Geschichte wieder):

1. In der ersten Phase, von 1840 bis 1930, gab es so genannte „missionarische und eingeborene“ Diakone, wie David Pendleton Oakerhater, der 1881-1931 in Oklahoma unter den Cheyenne Dienst tat, nachdem unsere Kirchenoberen erlaubt hatten, dass Männer zu Diakonen ordiniert wurden und entweder in der Mission und unter Indianern arbeiten konnten.
2. Phase zwei – 1885 – 1970 – war die Zeit der Diakonissen. Nach dem Vorbild der Lutheraner in Deutschland, wo während der napoleonischen Kriege Kinderbetreuung, Armen- und Krankenpflege und Ausbildung angeboten wurde, gab es die erste kanonische Anordnung in unserer Kirche, die Frauen „einsegnete“ (aber noch nicht ordinierte) im Jahr 1889.
3. Die dritte Welle der diakonischen Entwicklung war diejenige, die ich als erstes in Leben und Arbeit von John Bordley erlebte und mit dem ich diesen Vortrag begann. Wir nannten diese Männer „ständige“ Diakone, was zum Ausdruck brachte, dass sie zu einem lebenslangen Diakonat ordiniert waren, nicht nur in eine Durchgangsstation zur Priesterschaft. Sie arbeiteten oft als sakramentale und pastorale Assistenten in einer wachsenden Kirche, fühlten sich aber im Stich gelassen, als sich die Dinge in Kirche und Gesellschaft ein paar Jahre später änderten.
4. Die vierte Etappe – von 1970 bis 1980 – war die Zeit einer enormen Veränderung. Die Liturgiereform führte für die Kirche zu einer völlig neuen Sicht auf das Diakonat, eine, die besondere Studien, viele Konferenzen und nennenswerte Kommentare notwendig machte. Gleichzeitig hatte die Kirche 1970 das Kirchengesetz geändert und erlaubte nun die **Ordination** von Frauen in den Diakonat. Das bedeutete, dass alle Diakonissen automatisch zu Diakoninnen wurden und dass Frauen aus den Gemeinden Diakoninnen werden konnten. Man muss feststellen, dass manche dieser Frauen nur deshalb Diakoninnen wurden, weil sie dann schneller zu Priesterinnen ordiniert werden konnten, sobald dies möglich war. Wie auch immer, diese Phase der Veränderung und Neudefinition schloss Menschen mit unterschiedlichen Auffassungen vom Diakonat ein.
5. In Phase fünf (Mitte der 80er bis zu den späten 90ern) war klar, dass die Episkopalkirche durch das Eintauchen in Liturgie und Theologie der Agenda von 1979 verändert und erneuert wurde. Die zentrale Stellung der Taufe und die erweiterte Sicht des Diakonats führten zum so genannten „vollen Amt“ der Kirche, d.h. zu der Einsicht, dass wir alle durch die Taufe zum Dienst berufen sind und dass das Amt dann blüht, wenn es gleichberechtigt von Laien, Bischöfen, Priestern und Diakonen ausgeübt wird, die damit zu Vorbildern für den Dienst in der ganzen Kirche wurden. Ausbildungsmöglichkeiten wur-

den gefordert, damit die Diakone sich und die ganze Kirche über diese Entwicklungen informieren konnten.

6. Von 1989 und mindestens bis 2009 schienen unsere Diakone in der sechsten Welle ihre interpretierende und prophetische Stimme zu entdecken. Es wurde oft von Diakonen als Brücke zwischen Kirche und Welt gesprochen, aber man stellte auch die Frage: „sind wir nicht auch Brücken zwischen einer Kirche, die in Tradition erstarrt ist und einer Welt, die sich Lichtjahre von einer ‚Geisteshaltung des Establishments‘ entfernt hat, welche unter Anglikanern nicht nur in diesem Land, sondern auch weltweit so verbreitet ist“? Die Ausbildung wurde um Einheiten erweitert, die zeigten, wie ein Dialog zu führen sei, wie Parteinahme für andere aussehen kann, wie Fragen zu stellen seien über Erlebnisse von Diakonen in der Welt, was Ursache für manche Probleme sein könne und wie man innerhalb des Systems und nicht nur im direkten Dienst handeln könne.
7. Wenn wir jetzt in der siebten Phase sind – die etwa 2005 begonnen hat – so ist sie eine der Integration. Ungefähr während der letzten zehn Jahre haben ökumenische Durchbrüche (nicht zuletzt die volle Abendmahlsgemeinschaft von Episkopalkirche und der Ev. Luth. Kirche in Amerika und die Intensivierung unseres Dialogs mit den Vereinten Methodisten) geholfen, theologische Überlegungen und Erklärungen zum Diakonat, allgemeine Ausbildungsrichtlinien und ein neues Amtsverständnis zu formulieren. Es bleibt bei der interpretativen und prophetischen Rolle und sie wird ergänzt durch Ausbildung in Gemeinschaftsorganisation, Homiletik und Pädagogik, um die gesamte *laos*, das gesamte Volk Gottes, auf das Amt der *diakonia* vorzubereiten.

Diese letzte Entwicklung kann meiner Meinung nach nicht früh genug beginnen, denn wir erleben uns in Kirche und Gesellschaft – wieder mit den Worten des Konferenzthemas – “vom Wind bewegt”, auf viele, viele Weise. Sinkende Mitgliederzahlen der traditionellen Kirchen und ein zurückgehender Einfluss dieser Kirchen in der Kultur Amerikas und Europas kommen zu einer Zeit, wo Stimme und Zeugnis von eben diesen Kirchen so dringend gebraucht wird.

Gebraucht angesichts einer steigenden Flut von Nationalismus, Ausländerfeindlichkeit, Rassismus, Sexismus und ungezügelter Gier. Es obliegt uns, zumindest in der Episkopalkirche, unsere Mitglieder daran zu erinnern, dass Diakone bei der Ordination nicht nur beauftragt sind „die Kirche durch die Welt zu interpretieren“, sondern „Nöte, Hoffnungen und Fragen der Welt der Kirche zu vermitteln“. Lassen Sie mich aus dem Text zitieren, die der ordinierende Bischof in unserer Tradition dem zu ordinierenden Diakon vorliest:

„... im Namen Jesu Christi sollst Du allen Menschen dienen, **besonders den Armen, den Schwachen, den Kranken und den Einsamen**. Als Diakon der Kirche sollst Du die Bibel lesen, von ihr gestärkt werden und Dein Leben nach ihr ausrichten. Du sollst Christus und seine erlösende Liebe bekannt machen, durch Wort und Beispiel, bei denen, **unter denen Du lebst und arbei-**

**test und betest. Du sollst der Kirche die Nöte, Fragen und Hoffnungen der Welt vermitteln...**  
Zu jeder Zeit sollen Dein Leben und Arbeit den Menschen Christi zeigen, dass, **indem sie den Hilflösen dienen, sie Christus selbst dienen**“ (Agenda, Seite 543)

Ein solches Verständnis gibt es natürlich nicht nur in der Episkopalkirche. Im Ordinationsgottesdienst der Vereinten Methodistischen Kirche wird der Diakon aufgerufen „die Hoffnungen und Verletzungen der Welt der Kirche zu vermitteln“. Und im Einsegnungsgottesdienst der Ev.-Luth. Kirche Amerikas für Diakonissen und Diakoniepfrarrer werden diese angewiesen „zur Kirche von den Nöten von Gottes Welt zu sprechen“.

Und „es gibt noch etwas anderes, was wir gemeinsam haben“, sagte meine Frau Susanne 2006 in einem Vortrag bei einer ökumenischen Versammlung, „alle diese Riten finden im Zusammenhang mit einer Mitgliederversammlung statt und erinnern uns daran, dass wir Leitende in der Mitte des gesamten *laos* sein sollen. Es erinnert alle Anwesenden daran, dass, so wie wir an die Priesterschaft aller Gläubigen glauben, haben auch wir alle den Ruf zur ‚*diakonia* aller Gläubigen erhalten‘. Es erinnert und auch daran, dass wir für das ganze Gottesvolk, das zum Dienst in der Taufe gerufen wurde, Verantwortung tragen.“

Das heißt, wir alle beginnen zu ahnen, dass *diakonia* heute eine wichtige interpretative Rolle spielt. Und dass, wie in allen diesen Ordinationsgottesdiensten gesagt, Diakone (und diejenigen, die sie lehren, leiten und formen) **der Kirche die Nöte, Fragen und Hoffnungen der Armen, der Schwachen, der Kranken und Einsamen vermitteln müssen und denen, unter denen sie leben, arbeiten und beten, zeigen, dass durch den Dienst an denen, die Hilfe benötigen, sie Christus selbst dienen.**

Meiner Meinung nach ist diese Rolle und dieser Dienst besonders angesichts der beiden Beispiele dafür, wie die Kirche „vom Wind bewegt“ wird, wichtig, die ich vorher genannt habe: sinkende Kirchenmitgliedszahlen und eine Zunahme des Rechtsextremismus, der heutzutage im Westen vielerlei Formen annimmt.

Traditionell ist der Diakon derjenige, der die Gemeinde am Schluss des Gottesdienstes mit Worten wie „geht in Frieden, liebt und dient dem Herrn“ entlässt. Meiner Erfahrung nach haben Diakone die Gemeinde nicht nur in die Welt **ausgesandt**, sondern sie oft genug dorthin **geführt!** Heutzutage müssen wir nicht nur in die Welt gehen, um den Armen zu dienen. Wir müssen in die Welt gehen, um Verbündete und Kollegen zu finden, mit denen wir früher gemeinsam in der Kirchenbank saßen.

Es ist schon fast Allgemeingut geworden, von denen, die sich selbst als „gläubig, aber nicht religiös“ bezeichnen, zu sprechen und doch gibt es dort draußen unzählig viele davon. Es sind junge – und nicht so junge – Menschen, deren Grundorientierung und Weltsicht von der Kirche geformt, oder zumindest beeinflusst wurde, aber die meinen, dass die Institution, der Sie und

ich dienen, ihren Bedürfnissen nicht entgegenkommt und in traditionellen Worten und Vorstellungen verstrickt ist, die sie völlig leid sind.

Sie sorgen sich sehr um „Nöte, Fragen und Hoffnungen für die Armen, Kranken und Einsamen“ und arbeiten oft hart „um denen, die Hilfe brauchen, zu dienen“, aber sie sind sich vermutlich nicht darüber im Klaren, dass sie mit ihrem Dienst an Menschen, die Hilfe brauchen, Christus selbst dienen. Es ist unsere Aufgabe, ihnen diesen Zusammenhang aufzuzeigen – um ihretwillen und um unsernwillen.

Wo finden wir diese Menschen? Nun, der Ordinationsgottesdienst sagt, dass wir sie unter denen finden, mit denen wir „leben, arbeiten und beten“. Sie sind unsere Familienmitglieder (Partner, Kinder, Geschwister und vielleicht sogar unsere Eltern). Sie sind unsere Kollegen und die, denen wir auf dem Markt oder auf der Straße begegnen. Und, ja, manche von ihnen mögen noch neben uns im Gottesdienst sitzen – an einem von vier oder fünf Sonntagen, an denen sie es zur Kirche schaffen; die sich schwer tun, aber immer noch hoffen, dass irgend etwas sie anspricht und auch die sich rasant verändernde Welt, in der sie jeden Tag leben.

Und unser *diakonischer* Dienst an ihnen, mit ihnen, ist nicht so sehr, sie zu einer Rückkehr in die Kirche zu bewegen, sondern ihnen zu zeigen, dass die Kirche neben ihnen stehen möchte – wo immer sie sind – von ihren Ansichten und Erfahrungen lernen möchte (oft so verschiedenen von unseren), ihren Geschichten zuhören möchte, sie auf ihrem Weg, Dinge herauszufinden und einen Unterschied zu machen, unterstützen möchte. Und dann, vielleicht, wenn die Zeit gekommen ist, ihnen bei der Entdeckung helfen, dass der Geist, der ihre besten Anstrengungen motiviert, derselbe Geist ist, der uns in unserer Taufe angerührt hat.

Wenn wir uns auf diese ernsthaft Suchenden einlassen, werden wir wahrscheinlich feststellen, dass sie ebenso wie wir in Sorge sind über die furchteinflößende und steigende Flut des Ultra-Rechtsextremismus, der heutzutage durch die Welt schwappt – in unserer Politik und in unseren Gemeinschaften. So formuliert das Southern Poverty Law Center (Rechtshilfebüro der armen Südländer):

„... der Anstieg der rechten Hassgruppen ist Teil eines jahrzehntelangen Trends des demographischen Wandels in (diesem) Land. So verdreifachten (von 35 auf 101) sich im vergangenen Jahr die Anzahl der Gruppen, die Muslime im Visier haben, geschürt durch die Rhetorik des Präsidentenwahlkampfes und durch bekannte terroristische Attacken... In seinem Jahresbericht über Hass- und extremistische Gruppen vom Februar, zählt das Southern Poverty Law Center 917 rechtsextreme Gruppen auf, 1999 waren es noch 467. Hass wurde in 2016 „gesellschaftsfähig“, so sagt der Bericht.“ (*Academics*, Duke Universität, 23. Februar 2017)

Vielleicht ein Phänomen nicht nur in Amerika, sondern auch in UK und Europa, obgleich der Bericht betont, dass es sich über einige Zeit aufgebaut hat. Und der Hass ist nicht allgemein und

undifferenziert, sondern ganz konkret – Muslime, Juden und manchmal Christen, Frauen, Farbige, Immigranten und Flüchtlinge, die auf der Flucht sind vor Verfolgung und sogar Tod in ihren Heimatländern.

Und während diese Gruppen zunehmend sichtbar werden und manchmal auch lauter, verhärtet sich die Furcht in den Herzen des vorwiegend männlichen, weißen Establishments in Hass. Es ist die Angst, eine privilegierte Position zu verlieren, eine gewisse Identität zu verlieren und vor allem, die Kontrolle und Vorherrschaft in der Gesellschaft zu verlieren.

Dr. Kinnamon hat dies sehr hilfreich in seinem Vortrag vor ein paar Tagen so beschrieben: Die Sehnsucht nach den „guten alten Zeiten“, in denen Amerika vorwiegend weiß und christlich war, was zu einer ungewollten und böartigen Furcht vor Immigranten, Flüchtlingen, Muslimen und anderen Minderheiten geführt hat. Für sehr viele in **diesem** Land ist die Mischung der Rassen, Ethnien, Kulturen und Religionen die größte Stärke der Nation. Für andere ist es genau das, woran Amerika leidet. In einer jüngsten Umfrage unter amerikanischen Erwachsenen stimmten mehr als die Hälfte dem Satz zu „ich identifiziere mich nicht mit dem derzeitigen Amerika“. Das ist Ausdruck der Erfahrung eines rasanten sozialen Wandels, einer Erfahrung, die sich oft in Furcht äußert.“ (Michael Kinnamon, Vortrag „Vom Wind bewegt“, 29.Juni 2017)

Diese verstörende weltweite Entwicklung steht bei den Nöten, Fragen und Hoffnungen der Welt, die Diakone ihrer Kirche vermitteln müssen, ganz oben – die Nöte der Flüchtlinge, die Sorgen der Immigranten ohne Papiere und die Hoffnungen der letzteren, dass der Bau der Mauer des Hasses noch verhindert werden oder zumindest noch bevor die Steine aushärten eingerissen werden kann.

Warum ist das besonders eine Aufgabe von Diakonen? Weil Diakone dazu ordiniert sind, auf solche Entwicklungen Acht zu geben! Ich habe immer gesagt, dass es die Aufgabe von Diakonen ist, am Ärmel des Bischofs, des Priesters oder der Gemeinde selbst zu zupfen und immer wieder Fragen zu stellen wie „was ist mit denen? Wer ist nicht hier im Raum oder am Tisch und sollte es sein? Warum kommen diese in deinen Überlegungen nicht vor?“ Das gilt bis heute. Aber die Fragen waren noch nie so drängend.

2015 schrieb Diakonisse Louise Williams in einem Artikel in *Currents in Theologie and Mission* („Aktuelles aus Theologie und Mission“): „... der Diakonat besteht, um der Kirche zu helfen, ihrem Ruf nach *Diakonie* besser zu entsprechen. Manchmal sind diejenigen im Diakonat „Akteure“ dieses Dienstes. Sie leisten die eigentliche Arbeit. Zu anderen Zeiten sind sie lediglich „Ermöglicher“, d.h. sie lehren, ermöglichen, applaudieren oder bewerten die diakonische Arbeit des gesamten Gottesvolks. Und in noch anderen Zeiten dienen sie als lebende Erinnerung daran, dass der Knecht Christus die gesamte Kirche zur *Diakonie* berufen hat. (Currents, Juli 2015, Seite 190)

Ich hoffe, dass Diakone und diejenigen, die sie in der kirchlichen Diakonie lehren und führen, ihren Dienst zunehmend darin sehen, sich auf unsere sich verändernden und oftmals besorgten Gemeinwesen einzulassen, den Stimmen von Not und Sorge und, ja, manchmal auch Hoffnung gut zuzuhören und dass sie mutig genug sind, diese Stimmen in einer Weise zu interpretieren, die für die Kirchen schwierig zu beantworten ist. Seien Sie nicht ängstlich, meine Freunde, an den Ärmeln der Autoritäten in Kirche und Gesellschaft zu zupfen und zu verlangen, dass diese Stimmen gehört werden! Das ist Ihre Aufgabe.

Das ist ein herausfordernder und manchmal sogar riskanter Dienst in unserer heutigen Welt. Einer Welt, die zunehmend Angst hat und mißtrauisch ist vor „dem Anderen“ – demjenigen, der anders ausschaut, eine andere Sprache spricht, seltsame Lebenserfahrungen hat, Gottesdienst in einer anderen Tradition hält (oder gar nicht). Aber diese Berufung ist nichts anderes als die Ausrufung des Gottesreiches und das die Hauptaufgabe der Kirche. So sieht das Reich Gottes aus! Es sieht aus wie eine Gemeinschaft in Vielfalt, die ihre Einheit in Dienst und Anbetung des einen, wahren Gottes findet.

Nationalismus, Ausländerfeindlichkeit, Sexismus, Rassismus und ungezügelter Gier müssen als das benannt werden, was sie sind – **Sünde!** Sünde verfehlt die Werte des Evangeliums und trennt uns von Gottes Willen und verhindert das Kommen des Reiches, das Jesus mit seinem Kommen eingesetzt hat. Diakone und die Kirche, der sie dienen, muss eindeutig gegenüber dieser Art von Sünde sein und bereit, sie anzusprechen, egal ob sie in der Welt **oder** in der Kirche selbst auftritt.

In der Tat, das ist eine herausfordernde und riskante Beauftragung. Aber wir müssen uns klar darüber sein, dass wir in diese Beauftragung hinein getauft wurden. Denn wir wurden getauft im Namen des Dreieinigen Gottes, wie wir in der heutigen Bibellese gehört haben: der Eine, der diese gute Erde geschaffen hat aus formloser Leere und sie „gut“ genannt hat (Genesis 1, 1-5); der Eine, der der Mittler eines neuen Bundes und eines neuen Reiches ist, das nicht erschüttert werden kann (Hebräer 12, 18-29); und der Eine, der die Apostel erfüllte (nachdem das Haus, in dem sie beteten, vom Wind geschüttelt worden war!), so dass sie das Wort Gottes mit Mut verkündeten (Apostelgeschichte 4,31)!

Betet für diesen Mut, meine Lieben. In unserer Zeit ... schreit es hinaus!

C. Christopher Epting

VIII Bischof von Iowa (i.R.)

Juli 2017